

## **Videokolumne „Rückblicke – unsere Aufsätze neu gelesen“**

**vom Januar 2014**

„**Zur Sozialgeschichte des deutschen Widerstands**“ lautet der Titel eines Aufsatzes **von Martin Broszat**, der in der Juliausgabe des Jahrgangs 1986 der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte erschien. Broszat, einer der prominentesten NS-Forscher seiner Generation und Direktor des Instituts für Zeitgeschichte von 1972 bis zu seinem Tod 1989, legte damit ein fulminantes Plädoyer für einen Paradigmenwechsel in der Widerstandshistoriographie vor, das aus dem kurz zuvor abgeschlossenen Großprojekt „Bayern in der NS-Zeit“ erwachsen ist. Broszats kritischer Befund lautete: „Die häufig statische Gegenüberstellung von Widerstand und Nationalsozialismus wird der Prozeßhaftigkeit, Phasenveränderung und Interdependenz von NS-Herrschaft und Widerstand nicht gerecht.“ Broszat hielt dagegen, dass die Geschichte des deutschen Widerstandes „nur sinnvoll im Kontext der qualitativen Veränderung der Politik und Struktur des NS-Regimes sowie der Breite und Veränderung seiner sozialen Basis und Mobilisationskraft begriffen werden“ könne und präsentierte eine skizzenhafte gesellschaftsgeschichtliche Analyse. Dabei unterschied er drei Grundtypen, die er drei zeitlichen Phasen zuordnete:

Erstens den sozialistisch-kommunistischen Widerstand aus den proletarischen Milieus mit dem zeitlichen Schwerpunkt in der Phase der nationalsozialistischen Machtdurchsetzung 1933/34,

zweitens die partielle Resistenz vor allem in kirchlich-religiös gebundenen Milieus, die er als „symptomatisch für die Konsolidierungs- und Erfolgsphase des Regimes zwischen 1935 und 1940/41“ einstuft, und

drittens die 1938 einsetzende „Fundamentalopposition und Umsturzplanung konservativer Eliten“, die im Staatsstreichversuch vom 20. Juli 1944 gipfelte.

In der Frühphase des NS-Regimes hätten die Kommunisten in Erwartung einer baldigen Revolution massenhaften Widerstand geleistet, während Sozialdemokraten an die pragmatischen Überlebensstrategien aus der Zeit von Bismarcks Sozialistengesetz angeknüpft hätten. Beide Richtungen hätten damit die Stabilität und Brutalität des NS-Regimes unterschätzt. Insbesondere bei den Sozialdemokraten sei daher ein Rückzug vom aktiven Widerstand zu beobachten gewesen, man habe sich in kleine Gruppen zur Pflege der gemeinsamen Gesinnung zurückgezogen, eine Verhaltensform, die Broszat vom aktiven, militanten Widerstand als „Resistenz“ abgrenzt.

Diese Form des Widerstandes sei auch die in kirchlichen und konservativen Milieus vorherrschende gewesen. Broszat subsumiert diese Resistenz ebenfalls ausdrücklich unter „Widerstand“, er konstatiert aber zugleich, dass sie sich innerhalb eines diskursiven Rahmens bewegte, der es unmöglich machte, grundsätzliche Argumente gegen den Nationalsozialismus zu artikulieren, zumal die nationalkonservative Unterstützung des Regimes damals auch noch wuchs. Gerade kirchliche Resistenz konnte andererseits, angesichts der starken Milieubindung und der vom Regime im

Kern nicht angetasteten organisatorischen Strukturen, starke Wirksamkeit entfalten. Arbeitsproteste, „innere Emigration“ und als „Heimtücke“ verfolgte individuelle Regimekritik sind weitere Verhaltensformen, die Broszat der „Resistenz“ zuordnet, welche er als die 1935-1940 vorherrschende Widerstandsform einstuft. Ungeachtet ihrer mangelnden Monumentalität hätten die vielen kleinen Formen zivilen Mutes dennoch zu einer langfristig relevanten Teilimmunisierung der deutschen Gesellschaft gegen den Nationalsozialismus geführt.

Als eine entscheidende Entstehungsbedingung der dritten Widerstandsform schließlich, nämlich der in den 20. Juli 1944 mündenden konservativ-militärische Opposition, sah Broszat die Erosion der Integrationskraft des NS-Regimes. Der harte Kern der Verschwörung habe aus einer Fronde konservativer Offiziere und Beamter bestanden, die zuvor meist mit dem Nationalsozialismus sympathisiert hätten, aber auch Sozialdemokraten und Christsoziale umfasst. Auf eine breite Unterstützung im Volk habe der 20. Juli nicht rechnen können.

Das Ergebnis seiner Analyse, nämlich den Befund, dass das geschichtlich monumentale, Zeichen setzende Handeln des Widerstands seine habituellen und psychologischen Voraussetzungen vor allem bei „deklassierten proletarischen“ und „zurückgedrängten elitären Minderheiten“ gefunden habe, bezeichnete Broszat als „irritierend“. Er zog daraus aber zugleich einen politisch-moralischen Schluss, und zudem einen sehr weitreichenden, nämlich den, dass der bürgerlich-egalitären Gesellschaft der Bundesrepublik, in der die traditionellen Widerstandsmilieus längst eingeebnet seien, vor allem die Resistenz als „Modell politischer Einsatzbereitschaft“ eines kleinen, aber tapferen und zumutbaren Widerstandes entspreche.

Dieser entschiedene Versuch einer erinnerungskulturellen Neujustierung und die Integration des Widerstands in die Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus machen Broszats Aufsatz bis heute anregend und lesenswert – nicht zuletzt, weil er auch zum Widerspruch reizt. Dabei geht es nicht in erster Linie darum, dass manche Annahmen im Lichte neuerer Forschungen überholt sind, etwa die, dass im Adel eine besondere Widerstandsbereitschaft geherrscht habe. Auch anderen Einwänden, etwa dass das Phasenmodell etwas schematisch wirkt und eine so bedeutsame Aktion wie Georg Elzers gescheitertes Hitler-Attentat gar keine Erwähnung findet, kommt bei aller Berechtigung keine grundsätzliche Bedeutung zu. Die entscheidende analytische Schwäche von Broszats Aufsatz besteht vielmehr in der nahezu vollständigen Ausblendung von den politischen Motiven der Handelnden. Regime und Widerstand standen aber vor allem in einer politischen Interaktionsbeziehung. So war für Hitler die Unterdrückung der Linken eine unabdingbare Voraussetzung seiner Eroberungspläne. Ein Heer mit „marxistisch verseuchten Rekruten“ konnte er dafür nicht brauchen. Für die Linke wiederum war der Protest gegen die nationalsozialistische Kriegstreiberei schon vor der Machtübernahme ein zentrales Motiv und die Verhinderung des großen Krieges auch Elzers entscheidender Beweggrund. Als einsichtige Militärs und hohe Beamte 1938 während der Sudetenkrise die Gefahr erkannten, dass Hitler Deutschland in einen nicht zu gewinnenden Krieg führte, entstanden auch in diesem Milieu Keimzellen des Widerstands, der am Ende wirkungsstärker sein konnte als der linke, weil er Zugang zu staatlichen Machtressourcen hatte.

Resistenz hingegen entzündete sich an ganz anderen, meist viel geringfügigeren Problemen und stellte – bei allem Mut und aller Achtbarkeit – die

Machtfrage nicht. Klaus Michael Mallmann und Gerhard Paul haben daher 1993 vorgeschlagen, statt von „Resistenz“ besser von „loyaler Widerwilligkeit“ zu sprechen. Wenn die „Resistenz“ der „Widerstand der Mitte“ war, wie Broszats Darstellung nahelegt, dann muss auch gesagt werden, dass diese Mitte offenbar zu mehr als „loyaler Widerwilligkeit“ nicht fähig war. Als politisches Orientierungsmodell für die Nachkriegsdemokratie ist eine solche Haltung, bei der grundsätzliche Loyalität zum NS-Regime mit partiellem Dissens Hand in Hand ging, zumindest fragwürdig.

*Jürgen Zarusky,*

*Institut für Zeitgeschichte*

Die Videokolumne können Sie hier ansehen: <http://www.ifz-muenchen.de/vierteljahrshefte/videokolumne-rueckblicke/>